

Scan umfasst:

Helga Königsdorf, «Ehrenwort, ich will nie wieder dichten », aus: diess. Der Lauf der Dinge

Helga Königsdorf, «Bolero», aus: diess., Meine ungehörigen Träume

Helga Königsdorf, Der Lauf der Dinge
1982

Wer Ähnlichkeiten findet, muß Gründe haben.

1. Auflage 1982
© Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1982
Einbandgestaltung Klaus Herrmann
Lichtsatz INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig-III/18/97
Druck und Binden LVZ-Druckerei „Hermann Duncker“, Leipzig III/18/138
Printed in the German Democratic Republic
Lizenznummer 301.120/13/82
Bestellnummer 612 7613
DDR 8,10 M

Ehrenwort – ich will nie wieder dichten

Hiermit gebe ich allen Anfragern, gleich, welche Motive, Vorstellungen oder Gerüchte sie bewegen, zur Kenntnis: Noch geht es mir gut. Allerdings bitte ich, den folgenden Bericht, in dem ich ehrlich und selbstkritisch darlegen werde, wie es zu jenen peinlichen Entgleisungen kam, vertraulich zu behandeln.

Der Zeitpunkt, an dem alles begann, ist ziemlich genau bekannt. Ich muß jedoch mit Bedauern eingestehen, daß ich über Ursache und Anlaß wenig zu sagen weiß.

An jenem trüben Aprilmorgen – ich bin sicher, es hat geregnet – stand es mit einemmal als unabänderliche Gewißheit im Raum: Ich war über Nacht zum Dichter geworden. Sonst hatte sich nichts verändert. Robert lag neben mir und demonstrierte seine Absicht, mit der Welt vorerst keine Verbindung aufzunehmen, indem er das Federbett über den Kopf zog und seine Füße gegen die Zimmerdecke richtete.

Meine Entdeckung erschien mir in keiner Weise

erfreulich. Ich hatte bis dahin nicht die geringste Neigung zum Heldentum an mir beobachten können. Ich war eher ein ängstlicher Typ. Aber jeder Versuch, aufzubegehren, erwies sich als sinnlos. Wider Willen war ich auserwählt, hatte mich im Schlaf einer Schlange gleich gehäutet. Es kam mir vor, als hätte eine fremde Persönlichkeit von mir Besitz ergriffen, die mein klardenkendes Ich unaufhaltsam verdrängte. Am Frühstückstisch hatte sich das neue Wesen in mir bereits gemausert. Robert rührte in seinem Milchkaffee und sagte gedankenvoll: „Mach, was du willst.“ Das war eine typische Robert-Antwort. Er wußte natürlich, ich würde sowieso machen, was ich wollte.

Unser Sohn, ein schönes Produkt einheitlicher Erziehung, saß dabei, hellhörig, flinkäugig wie ein kleines Nagetier, und träufelte Honig in die aufgewärmte Schrippe. „Mann“, mischte sich der Junge in unser Gespräch, wobei seine Stimme zwischen hohem Diskant und tiefen Knurrlauten schwankte. „Mann, warum machst’n das. Kannste nicht was Nützliches tun.“

Ich befand mich in einer mißlichen Lage. Immerhin war ich Leiterin eines sozialistischen Kollektivs, und man durfte von mir Vernunft erwarten, nicht solchen spätpubertären Unfug. Mein Lebenswandel war bis zu jenem Aprilmorgen auf der ganzen Linie vorbildhaft verlaufen.

Oberflächlich schien auch an diesem Tag alles wie immer zu sein. Ungemachte Betten. Schmutziges

Geschirr. Roberts Gurgeln aus dem Badezimmer. Die Zeit, die davonrannte. Und zugleich war nichts wie sonst. Nach ungenügendem Nachtschlaf in stickiger Neubauluft als Dichter erwacht, konnte ich nicht einfach so tun, als sei nichts geschehen, es normal finden, meine Gefühle durch Gewohnheiten zu ersetzen. Eine gewisse Labilität meines Gemütszustandes war also nicht zu übersehen. Der Funke des Aufruhrs glimmte in meiner Seele.

Da ich weder tot noch ausländisch war, würde der Anfang schwer werden. Ich brauchte etwas, wogegen, und etwas, wofür ich dichtete, um gelesen und gedruckt zu werden. Später, im Zenit meiner Dichterlaufbahn, wurde ich oft nach meinem Anliegen befragt. Da es einen sehr schlechten Eindruck gemacht hätte, kein Anliegen zu haben, sagte ich immer viele kluge Worte. Zu Beginn meines Dichterlebens dachte ich jedoch darüber nicht nach. Hätte ich nämlich nachgedacht, wäre ich wahrscheinlich nie ein Dichter geworden. Ich hätte eine Eingabe gemacht, auf Versammlungen geredet, mich scheiden lassen, kurzum eine der Möglichkeiten genutzt, die dem normalen Menschen für ein Anliegen offenstehen. Je länger ich nachsinne, um so annehmbarer scheint mir die Hypothese, mein plötzliches zwanghaftes Dichten stehe im Zusammenhang mit einer langjährigen Denkabstinenz. Eines Tages öffnet das Unbewußte seine Schleusen, und die solange erfolgreich verdrängten Fragen brechen sich eine Bahn. Ich stand ziemlich ratlos neben mir.

Die Wahrheit, vor allem die eigene innere, ist ein kompliziertes Ding. Wir tragen sie wie Sedimentgestein in uns. Hinter jeder Schicht kommt eine neue, und ganz unten wird sie stets ein bißchen unangenehm. Deshalb ist es vielleicht gar nicht zweckmäßig, über sich selbst Auskunft zu geben. Auch sollten wir der Nachwelt eine Chance lassen, ihre Probleme in uns hineinzudeuteln.

Die Wochen, die jenem Aprilmorgen folgten, erscheinen mir in der Erinnerung als eine glückliche intensive Zeit. Die Verse strömten aus unerschöpflichem Springquell. Jeden, der hören wollte, und jeden, der nicht hören wollte, beglückte ich mit meinen Rezitationen. Bei Geselligkeiten saß ich in mich gekehrt. Der übliche Austausch über Abläufe und Fakten berührte mich nicht mehr. Ich wartete, bis jemand mich aufforderte, etwas Neues zum besten zu geben. Dann blühte ich auf, fühlte mich kraftvoll und herrlich. Der Kosmos lag auf meinen Schultern und wog schwer und leicht zugleich. Wenn ich beobachtete, wie sich die Gesichter meiner Zuhörer entspannten, wie sie sanfter wurden oder wie in sie ein neuer Zug nachdenklicher Entschlossenheit trat, verschwand meine innere Abwehr gegen meine Dichterexistenz endgültig.

Lediglich mein Sohn hörte mich nie an. „Ich halte mich da raus“, sagte der kluge Junge.

Die meisten meiner Bekannten fanden mich ein bißchen lächerlich. Zugleich meinten sie aber, auf Grund meiner beruflichen Leistungen könne man

mir ein gewisses Maß an Narretei nachsehen. Hatten sie sich zu diesem Standpunkt durchgerungen, kam ihnen mein Treiben sogar recht vergnüglich vor. Da besaß jemand plötzlich den Mut, etwas von sich preiszugeben, gestand Sehnsüchte, Niederlagen und Ängste ein, über die man sonst nicht sprach. Wie durch eine geheimnisvolle Ansteckung war ich bald nicht mehr allein mit meinen Versen. Es brach um mich herum eine regelrechte Dichtepidemie aus.

Dies sollte sich alles ändern, sobald offenbar wurde, daß ich mit dem Dichten ernst machte.

Zu Papier brachte ich eine Ballade über einen Abteilungsleiter und ein Poem über meine große Sehnsucht nach Liebe. Gewisse Ähnlichkeiten ergaben sich wirklich nur, weil ich meinen eigenen Abteilungsleiter am besten kannte und weil ich mich damals in einem Zustand befand, in dem ich mich in schneller Folge in alle Männer meiner Umgebung verliebte.

Nach der Niederschrift meiner beiden Gedichte ging eine Veränderung mit mir vor. Eine merkwürdige Unruhe ergriff mich. Nachts erwachte ich schweißgebadet. Ich war seit zwanzig Jahren gewohnt, mir für alles, was ich schrieb, die Genehmigung meines Leiters einzuholen. Das ließ sich nun nicht einfach abtun. Als mir Robert schließlich eine Stelle im Arbeitsgesetzbuch zeigte, die mich geradezu verpflichtete, dem Abteilungsleiter ein Geständnis abzulegen, empfand ich eine große Erleichterung.

Der Abteilungsleiter erlebte. Ich erlebte einen der seltenen Momente, in denen er gern nicht der Abteilungsleiter gewesen wäre. Er hatte keine hohe Meinung von Dichtern. Sie waren ihm zutiefst wesensfremd. Er sah in ihnen selbstgefällige, haltlose Menschen, die mit Sicherheit einem schlimmen Ende zusteuerten. Die Umgebung mußte nur darauf bedacht sein, nicht in den dabei entstehenden Strudel hineingezogen zu werden. Deshalb schrieb er umgehend einen Bericht an den Direktor. Da der Direktor nur ein sehr kleiner Direktor war, würde eine Weile vergehen, bis jemand erreicht war, der die Verantwortung tragen konnte.

Ich las in der Seele des Abteilungsleiters wie in einem aufgeschlagenen Buch, hätte ich doch selbst nicht anders empfunden, wäre es um einen meiner Mitarbeiter gegangen.

Die Redakteurin, der ich meine beiden Gedichte anbot, begeisterte sich vor allem für meine Liebeslyrik. Ich vermute, auch diese Frau trug geheime unerfüllte Wünsche mit sich herum. Sie legte mein Manuskript dem Chefredakteur mit dem Vermerk „Emanzipationslyrik“ vor, woraufhin dieser angewidert die Nasenflügel blähte und, ohne zu lesen, „einverstanden“ darunter schrieb. Später muß er es aber doch gelesen haben, denn die Redakteurin wurde in die Abteilung „Verkehrsunfälle“ versetzt, was der schnellen Verbreitung meiner Gedichte nicht zum Nachteil gereichte.

Über das Aufsehen, welches mein lyrisches

Schaffen erregte, kann ich nur sehr ungenau berichten. Mit Sicherheit gelangte mir nur die Spitze des Eisbergs zur Kenntnis.

An einem Spätsommersonntag saß ich mit Robert am Mittagstisch. Er schluckte eine größere Menge Simagel und stocherte lustlos in seinem Kotelett. Auch wenn ich Probleme hätte, so begann er, sähe er doch keinen zwingenden Grund, diese unter die Leute zu bringen. Dieses Thema variierte er mannigfaltig im Crescendo. Am Ende forte: Es wäre geradezu eine Zumutung, andere Menschen mit meinem ungeordneten Innenleben zu belästigen.

Dichter aller Zeiten hätten nichts anderes getan, verteidigte ich mich.

„Ja Dichter!“ schrie Robert, „aber du! Du bist meine Frau!“

Wir saßen uns stumm gegenüber und wußten, daß wir das gleiche dachten, synchron, wie in den vielen Jahren, bis ich mit dem Dichten begonnen hatte. Die Dichter vergangener Epochen sind fast immer Männer gewesen. Ihre Frauen durften sich als Musen betätigen oder hatten ihnen den trivialen Alltag vom Leib zu halten. Lösten sie diese Aufgabe gut, fiel ein schwacher Abglanz des Ruhmes auf sie. Aber uns fehlt jegliche historische Einstellung zum Ehemann einer Dichterin, und ich litt sehr darunter, daß ich Robert diese Schmach nicht ersparen konnte.

Unser Sohn machte die wichtige Erfahrung, daß Sichraushalten nicht immer Draußenbleiben bedeutete. Ein Ausspruch seiner Deutschlehrerin,

wahre Dichter seien das Gewissen ihrer Nation, beunruhigte ihn sehr. Soviel er auch grübelte, er konnte keinen Sinn in diesen Satz bringen und vermutete eine versteckte Drohung. Am schlimmsten erging es meinem Abteilungsleiter. Er saß in einer Zwickmühle. Protestierte er, bekannte er sich als getroffen. Schwieg er, konnte man ihm nachsagen, meine Dichterei genösse seine Duldung.

Es gab Leiter aller Ebenen, die mit ihm fühlten. Sie sahen in meinen Gedichten schlichten Verrat.

Der Direktor hingegen hatte kein Mitleid mit ihm. Er sagte, es wäre eine Sauerei, wenn sich die Leiterin eines sozialistischen Kollektivs die Fingerspitzen eines Mannes, der nicht ihr eigener sei, auf allerlei unanständigen Teilen ihres Körpers vorstellte. Das heißt, vorstellen könnte sie sich, was sie wollte, aber sagen dürfte sie es nicht. Ein fähiger Abteilungsleiter hätte das verhindern müssen. Obwohl mein Abteilungsleiter seine Unschuld beteuerte und meine Bestrafung verlangte, wurde seine längst fällige Beförderung zurückgestellt. Dadurch fühlte sich vor allem sein Stellvertreter in der Laufbahn behindert.

Der Stellvertreter hielt sich für einen kunstverständigen Mann. Er vermisse in meinen Gedichten jedes konstruktive Element. Mit Randproblemen würde ich von der täglichen Auseinandersetzung ablenken. Meine Dichtung sei weder sonderlich neu noch sonderlich ästhetisch, sagte er. Man könne alles bereits in der Klassik nachlesen, und zwar besser.

Überraschend kamen meine Geschwister aus Mecklenburg und Thüringen zu Besuch. Wir sahen uns selten. Bei Jugendweihen und Silberhochzeiten. Dann renovierten sie ihre Häuser und kauften neue Teppiche.

Mein großer Bruder, der Ingenieur, war ein selbstbewußter Mensch, der häufig den technischen Direktor vertrat. Die Bücher in seiner Schrankwand hatte er zur Konfirmation oder als Auszeichnungen erhalten. Manchmal nahm er sie in die Hand, las die Widmungen und sagte gerührt: Wie die Zeit vergeht.

Mein jüngerer Bruder, der Agronom, seufzte: Woher sollten Leute wie wir für so etwas Zeit nehmen. Er sagte „Leute wie wir“ mit einem deutlichen Unterton des Stolzes.

Meine Brüder waren die emsigsten Menschen, die ich kannte, und ich hatte großen Respekt vor ihnen. Sie saßen steif in meinen Drehsesseln, die in unserer Familie üblichen, etwas zu kurzen Arme auf die Oberschenkel gestützt, und sprachen über die Zukunft ihrer Kinder. Ich gestehe, es dauerte eine Weile, bis ich begriff, was dies mit mir zu tun hatte, ja, daß diese Zukunft geradezu von mir abhängig gemacht wurde.

Sag doch selbst, seufzte meine Schwägerin, wer kann sich schon eine dichtende Tante in den Kaderakten leisten.

Es belastete mein Gewissen sehr, daß ich die Menschen, die mir nahestanden, derart in Schwierig-

keiten brachte. Ich fühlte eine unbehagliche Unsicherheit. Es gab Leute, die mich plötzlich nicht mehr kannten. Stets mußte ich gewärtig sein, daß meinem freundlichen Entgegenkommen eisige Ablehnung zuteil wurde. Der Abteilungsleiter, sein Stellvertreter und der Direktor beobachteten mich aufmerksam. Sie machten aus ihrem Verdacht keinen Hehl, ich schöpfe mich für meine Arbeit nicht voll aus. Ich war gewiß, irgendwann würden sie mich bei einer Verfehlung ertappen. Aber im Inneren erfüllte mich eine unerschütterliche Festigkeit, wußte ich doch, ich hatte keine Wahl gehabt. In jenen Herbstwochen erwachte auch mein Interesse für Dichter vergangener Epochen, ich fand manch Tröstliches in ihren Schicksalen. Wenn ich ganz ehrlich bin, verspürte ich sogar ein eigenartiges Glücksgefühl. Ich glaube, es hat ein schwacher Abglanz des inneren Glorienscheins großer Märtyrer über mir gelegen.

Ein renommierter Verlag schloß einen Vertrag mit mir ab, nach dem ich einen Vorschuß erhielt und verpflichtet war, innerhalb eines Jahres einhundertachtundneunzig weitere Gedichte in druckreifer Form abzuliefern.

Dieser Vertrag vermittelte mir zugleich eine nicht unwesentliche Einsicht: Um als Dichter ein mittleres Existenzniveau – etwa das eines Leiters eines sozialistischen Kollektivs – zu erreichen, müßte ich täglich fünfeinhalb Gedichte dichten. Ich dachte an die Mühe, die mir meine beiden ersten Dichtungen

bereitet hatten, ich dachte an das gespannte Verhältnis zu meinem Abteilungsleiter und an die Scheidungsklage, die Robert einreichen wollte. Nachts wälzte ich mich schlaflos auf meinem Lager.

In meiner Not sagte ich zu, für das Studio Gegenwartsfilme und für ein Fernsehspiel Drehbücher zu schreiben. Ein bekanntes Kulturjournal bestellte bei mir ein Poem über die freundliche Briefträgerin von nebenan.

Dann erschienen die ersten Rezensionen.

Ich war von meinen beiden Gedichten überzeugt. Für so gut aber hatte ich sie nicht gehalten. Eine Besprechung begann: Soeben sind die von Kennern mit großer Spannung erwarteten ersten beiden Gedichte eines neuen Lyrikbandes erschienen. Und sie endete: Damit setzt die Künstlerin Maßstäbe für die Dichtung unseres Landes.

Ich las die Zeitungen nur noch daraufhin, ob etwas über mich darin stand. Eine Illustrierte dokumentierte meinen künstlerischen Werdegang in Wort und Bild.

In zwei Monaten bestritt ich dreiundzwanzig Lesungen und Diskussionsabende. Ich sprach über meine Schreibantriebe in sieben Rundfunksendungen.

Diese Entwicklung blieb nicht ohne Auswirkung auf meine Umgebung. Robert wies jetzt bei passenden Gelegenheiten auf das schwere Los hin, Uhemann einer Dichterin gewesen zu sein. Sogar der

Direktor brüstete sich mit gebührender Vorsicht, in seinen Reihen würden von jeher künstlerische Talente gefördert. Aber mein Sohn und der Abteilungsleiter gaben ihre Zurückhaltung nicht auf.

Mein Sohn befürchtete, sie müßten sich im Deutschunterricht mit mir beschäftigen, wodurch er es mit allen seinen Freunden verdorben hätte. Der Abteilungsleiter blieb bei seinen düsteren Prognosen und gab mir den heimtückischen Rat, zum Gegenstand meiner nächsten Ballade den Direktor zu wählen.

Eines Abends lag ich auf der Couch, ein Kognakglas in der Hand. Ich sah mich auf dem Bildschirm mit dem Moderator an einem Kamin sitzen und locker und selbstsicher über meine Zukunftspläne plaudern. Ich hatte Mühe, mich sympathisch zu finden. Ich schaltete den Fernsehapparat ab und trank die Kognakflasche leer.

Am Morgen, als ich erwachte, wußte ich es sofort: Meine Dichterzeit war vorüber. Ich fühlte mich leer und ausgebrannt. Mir fiel überhaupt nichts mehr ein, worüber ich dichten sollte. Ich kam mir jetzt ungemein albern vor. Ein schlimmer Katzenjammer brach über mich herein.

Ich blieb der Arbeit fern, streifte ziellos durch unbekannte Straßen, bis der Abend kam und die Bogenlampen durch knallende Relais gezündet wurden. Aus den U-Bahn-Schächten stieg warme Luft. Es war Winter geworden. Fröstelnd kehrte ich in einer Kneipe ein und geriet in eine Runde zechender

Männer. Sie bewirteten mich mit Bier und Korn. Mein Name schien ihnen vollkommen unbekannt. Das war sehr tröstlich. Nach dem vierten Doppelten beichtete ich, daß ich eine berühmte Dichterin sei, die plötzlich nicht mehr dichten konnte.

Dichten ist Scheiße, sagte ein hagerer Alter mit Raubvogelgesicht. Die richtigen Anmeldungen mußt du haben. Für einen Betonmischer zum Beispiel.

Wozu brauchst denn du einen Betonmischer, fragte ihn ein vierschrötiger Mann mittleren Alters, dem die Kuppe des rechten Zeigefingers fehlte und zu dem ich sofort Zutrauen faßte.

Brauch ich doch gar nicht. Aber kannst du prima vertauschen, mit Wertausgleich, erwiderte der Alte.

Ich erinnere mich nicht mehr genau, wie alles ablief. Der Vierschrötige war auf einmal in einem heftigen Zornausbruch aufgesprungen und überschüttete mich mit derben Schmähungen. Ein Glück für mich, daß ich eine Frau wäre, schrie er. Andernfalls würde er mich verprügeln.

Mein Heimweg verlor sich völlig aus meinem Gedächtnis. So viel aber ist sicher, ehe ich die Kneipe verließ, hatte ich dem Vierschrötigen versprochen, ein neues Leben zu beginnen und mir in seinem Betrieb Arbeit zu suchen.

Im nüchternen Zustand versetzte mich diese Idee durchaus nicht mehr in solche euphorische Begeisterung, doch fiel mir kein anderer Ausweg ein. Ich

begab mich zum Direktor, um ihn über meinen Vorsatz zu informieren, solange meine Entschlußkraft ausreichte.

Da kam mir der Zufall zu Hilfe. Das Vorzimmer war unbesetzt. Der Direktor telefonierte in seinem Zimmer mit einem anderen Direktor. Ich entnahm einer Schachtel einen Kopfbogen, spannte ihn in die Maschine und schrieb einen Brief an meinen Abteilungsleiter. „...ist der Mitarbeiterin das Dichten strengstens zu untersagen. Damit kein Problemfall entsteht, empfehle ich, für angenehme Arbeitsbedingungen Sorge zu tragen.“

Ich schob den Brief in die Unterschriftenmappe des Direktors.

Hier Text eingeben

zweite Erzählung ab nächster Seite

Das Krokodil im Haussee

Widersprüchlich ist der Mensch. Aus dem engvertrauten Kreis drängt es ihn hinaus. Alle Dummheiten seines Lebens lastet er Vater, Mutter, Frau oder Kindern an. Ist er endlich draußen und muß für sich selber geradestehen, wird es ihm wohl sauer, und er sehnt sich zurück. Es ist ihm eigentlich nie recht zu mächen.

Wir waren eine intakte Familie. Und so sollte es immer bleiben.

Zum harten Kern gehörten Mama, Papa, mein Bruder Hermann-Michael, mein Sohn Tommi und ich. Peter nicht. Nicht mehr. Tante Carola auch nicht. Und alles, was danach kam, nach Tante Carola also, erst recht nicht. Wir waren sehr für Abgrenzung.

Jenseits der Familiengrenze gab es nur Erfolgsmeldungen und Optimismus. Papas Krankheit war höhere Gewalt. Einladungen gingen hinaus, wenn es etwas vorzuführen galt. Ein neuer Teppich. Oder das Motorboot. Aber soweit sind wir noch nicht. Diese Geschichte beginnt viel früher.

Schreil
Sechze
Drama
mange
ich beg
Schwie
mich a
meine
Augen
sämtli
erwart
sen“ u
produ
ich me
verges
Geschi
aus. D
vor de
sehe ic
sal, na
ein un
gefaßt
Helga

Helga Königsdorf, Meine ungehörigen Träume, 1978

Alle Ähnlichkeiten sind zufällig. Alle zufälligen Ähnlichkeiten sind beabsichtigt.

Schutzum.
unter Ver
eines Bild

Bolero

Nein, ich weiß wirklich nicht, warum ich es getan habe. Eigentlich war überhaupt nichts Besonderes an ihm.

In jener Sitzung wurde ein Referat verlesen, dem man auch ohne böswilligen Scharfsinn die verschiedenen Zuarbeiter anmerkte. So ließ sich der Redner erst über den zurückliegenden Volkswirtschaftsplan aus, dann über den gegenwärtigen Volkswirtschaftsplan und schließlich über den bevorstehenden Volkswirtschaftsplan. Die langatmigen grundsätzlichen Bemerkungen und Schlußfolgerungen, die die jeweiligen Volkswirtschaftspläne begleiteten, unterschieden sich lediglich durch die ungleiche Sprachgewalt ihrer Schöpfer. Es muß etwa gegen Mitte des laufenden Volkswirtschaftsplanes gewesen sein, als mir die Blutwurststulle in meiner Tasche in den Sinn kam. Und zwar derart eindringlich, daß in mir der Nahrungsreflex und das im Prozeß meiner Persönlichkeitsentwicklung herausgebildete Normverhalten kollidierten. Mein weiteres Konzentrationsvermögen unterlag hoffnungslos der Zwangsvorstellung, während eines grundlegenden Referates in eine Blutwurststulle beißen zu müssen. Solchermaßen verwirrt, blieben meine Augen zum ersten Mal an ihm haften. Vielleicht, weil er weiter unablässig, auch später gegen Ende des kommenden Volks-

wirtschaftsplanes, aufmerksam und gewissenhaft in ein schwarzes Heft schrieb. Wie ich so zu ihm hinschaute, sah er hoch, wollte wieder seine Augen abwenden und konnte es nicht. Wenn mir in diesem Moment prophezeit worden wäre, daß er in meinem Leben, oder besser, ich einmal in seinem Leben so unerhört bedeutsam werden würde, ich hätte nur gelacht. Denn, wie ich schon sagte, es war nichts, aber auch gar nichts Besonderes an ihm.

Er war in jenem Alter, in dem die Männer über die Intensivierung ihres Lebens nachdenken. Als er sich mir während der Pause in den Weg baute, seine dicke Brille zurechtrückte und über sein schütteres Haar strich, überkam mich die alberne Vorstellung von einer magenkranken Dogge. Dabei waren es aller Wahrscheinlichkeit nach gerade dieser müde und verbrauchte Zug in seinem Gesicht und die Narbe, die seine linke Hand verunstaltete, die mein historisch verbildetes weibliches Mitgefühl mobilisierten. So verblieb meine Blutwurststulle, trotz aller Aufregung, die sie in meinem Nervensystem erzeugt hatte, in der Tasche, und ich gestattete ihm den Erfolg, mich zum Kaffeetrinken verführt zu haben.

Ihn aber beeindruckte dieses Erlebnis derart, daß er mir unsagbar beflügelter erschien, als dies der nackten Wahrheit entsprach. Ich hatte in jenen Tagen so selten etwas vor. Ich hätte aus Langeweile dem Teufel Gefolgschaft geleistet. Warum sollte ich also nicht mit einem angegrauten, lüsternen, dicken Mann ein kleines abgelegenes Restaurant aufsuchen.

Das Zigeunersteak – meine Blutwurststulle verfüsterte ich am anderen Morgen vom Balkon aus an die Möwen – und der rote Wein waren seine Wahl.

Ich bevorzugte damals eigentlich lieblichen Weißen, er aber sagte, der echte Kenner zeige sich am Rotwein. Ich dachte wieder darüber nach, ob er magenkrank sei.

In unserer Unterhaltung gab es nichts, dessen man sich erinnern mußte. Aber man sollte unserer Mittelmäßigkeit die vielen abgesessenen Stunden zugute halten und die tatsächlich widrige Gesprächssituation: keine verbindenden Erinnerungen, kaum gemeinsame Bekanntschaften, noch undeutlich verbotene Zonen in unseren separaten Welten. So brachten mir zwar seine Berichte über das Verheiraten einer Tochter mittelbar Aufschlüsse über seine familiäre Gegenwart, aber eigentlich konnte sie mir einschließlich seiner genaueren ehelichen Umstände absolut gleichgültig sein.

Wieso beglich ich, als er kurz hinausgegangen war, die Rechnung? Ich glaube, da lag bereits ein entscheidender Fehler. Mir war irgendwie wohl dabei, war ich ihm doch nun zu nichts verpflichtet. Aber es steckte nichts weiter dahinter als eine gründliche Fehlinterpretation der Gleichberechtigung, zumal mir meine Blutwurststulle sicherlich besser geschmeckt hätte als dieses zähe Zigeunersteak und ich den roten Wein nicht mochte. Auf jeden Fall stellte ich damals, als ich den Kellner heranwinkte, eine Weiche in unserer weiteren Rollenverteilung, denn man denke bloß nicht, ein Verhältnis wie unseres erfordere keine innere Ordnung.

Schlamperci oder umwälzender Elan sind hier noch weniger am Platz als bei anderen in das Fundament der Gesellschaft eingelassenen Verbindungen.

Wir sind dann später nie wieder in ein Restaurant gegangen, sondern er besuchte mich in meiner kleinen

Wohnung in der zwölften Etage des Hochhauses, an dem die Balkone wie Bienenwaben kleben.

Die Liebe mit ihm war nicht sonderlich erfreulich. Er kam ohne weitere Einleitung über mich und beschäftigte sich an mir mit sich. Hinter der Sinnlichkeit der Frauen mutmaßte er Tonnenideologie, und folglich bemaß er die Kultur seiner Liebeshandlung in deren Quantität. Trotzdem wäre ihm die Offenbarung meines Empfindens wohl nicht als Niederlage nahegegangen, denn durch Statistiken aufgeklärt, schätzte er den Prozentsatz der frigiditen Frauen im Abendland auf sechsundneunzig. Welche richtige Frau aber würde nicht ihren Ehrgeiz dareinsetzen, zu den verbleibenden vier Prozent gezählt zu werden. Außerdem war allen Gedankengängen vorzubeugen, die in der Frage endeten: „Warum ich eigentlich...?“

Während ich also für seine Befriedigung schwer atmete und leise stöhnte, dachte ich daran, daß das blaue Sommerkleid zur Reinigung müsse. Ich legte seine Hand mit der Narbe zwischen meine Schenkel, doch er begriff nichts. Vielmehr registrierte er mit Staunen die ihm neu erschaffenen Fähigkeiten zur Lust, überließ sich gänzlich dem passiven Genießen, so daß in der Zukunft ich über ihn kommen mußte, was meinem natürlichen Empfinden zuwiderlief.

Vielleicht hätte ich es nicht getan, wenn ich bedacht hätte, daß er so schreien würde. Aber das konnte ich wirklich nicht ahnen, denn er war der ruhigste Mensch, den ich gekannt habe.

Danach übermannte ihn meist die Müdigkeit, und er fiel in einen kurzen tiefen Schlaf, während ich einer kleinen Mahlzeit die letzte Würze verabreichte. Ich wußte bald um seine Neigung zu herausgeputzten

Speisen mit überraschenden Nuancen und fremdartigen Namen und kredenzte ihm den Pepsinwein vor der Suppe. Vielleicht kam er anfangs mehr wegen der Liebe und später mehr wegen des Essens.

Ich machte mir nichts aus diesen Essen, denn mir war damals oft übel. Wissen überbrückt nicht immer die Abgründe unserer Furcht, und so quälte mich eine abergläubische Scheu vor der Pille. Dieser Eingriff in das feine Zusammenspiel jener Kräfte, die die Lebensprozesse steuern, schien mir grob und unzulässig. Unnachweisbar, und eben darum unheimlich, würde sich die Struktur meines Seins ändern. War ich dann noch ich?

Abwegig verstaubte Anwendung einer Frau mit im übrigen durchaus moderner Weltanschauung!

Er mache sich Sorgen! Und ich müsse ihm schon erlauben, daß er sich Sorgen um mich mache. Derart beschämt, schluckte ich die Pille und konnte mich nur schlecht daran gewöhnen. Obwohl mein Arzt mir wissenschaftlich nachwies, diese anhaltende Übelkeit könne nur eine Folge psychischer Verkrampftheit sein, war mir doch ganz real schlecht. Ich sprach nicht länger darüber, schließlich nehmen so viele Frauen die Pille.

Im Winter rochen seine Anzüge nach abgestandener Rauchluft, und ich hängte sie manchmal auf den Balkon. Im Sommer kam er meist verschwitzt, und mich begann der Geruch seines Körpers zu stören.

In unserer späteren Zeit ist er oft müde gewesen. Ich drängte ihn nie. Es war mir einerlei. Wir hätten auch gleich mit dem Essen beginnen können.

Er führte ein einwandfreies Familienleben, in dem ich keinen Platz hatte, nicht einmal als entfernte Kol-

legin. Ich stimmte dem unbedingt zu. Nüchtern gesehen: Scherereien hätte es nicht verlohnt. Ein Geheimnis war auch eine Waffe. Eine Waffe gegen das unerhörte Gefühl der Verlassenheit, das mich damals wie ein wieder- und wiederkehrender Angsttraum bedrängte. Ein Spannungselement, und hing auch noch so viel Selbstironie daran. Ein Kontrast im Gleichklang meiner Tage.

Nur einmal, ein einziges Mal, habe ich bei ihm angerufen. Das war nach jener Sitzung, die acht Stunden gedauert hatte und in der ich als allerletzte zu Wort kam. Ich sprach und sprach, und keiner hörte mich. Ich sprach nicht nur, um gesprochen zu haben, ich hatte tatsächlich etwas zu sagen. Ich redete mich in Eifer, ich beteuerte, ich gestikulierte, ich beschwor. Und die einen packten schon ihre Taschen, andere sahen mißmutig auf die Uhr, noch andere hatten den Wechsel des Redners gar nicht bemerkt. Danach brauchte ich einfach irgendeinen Menschen. Ich suchte den Zettel mit seiner Telefonnummer, den er mir in Anfangsgroßartigkeit gegeben hatte. Ich wählte die ersten drei Nummern. Hier schaltete sich das Tonband ein: „Kein Anschluß unter dieser Nummer.“ Ich versuchte es ein weiteres Mal. Das gleiche. Im Telefonbuch war er nicht eingetragen. Ich vergaß später, ihn danach zu fragen. Ich hätte sowieso nicht wieder angerufen.

Ich arbeitete viel und zuverlässig, damals. Ich ließ mir dieses und jenes aufbürden, das nicht mein Amt gewesen wäre. Ich war häufig erschöpft. Die Menschen sahen mich freundlich und hastig an. Wie schwer ist es doch, ein bißchen Glücksbedürfnis zu ersticken.

Er kam zu mir, wann es ihm paßte, und manchmal dachte ich: Dieses Mal war das letzte Mal, ich will

nicht mehr. Es war und blieb eine verfehlte Sache. Aber wenn ich wochenlang nichts von ihm hörte, wuchs in mir der Ärger, und wenn er dann anrief, war ich erleichtert, daß ich mich nicht mehr zu ärgern brauchte, und da ich gerade nichts anderes vorhatte, kaufte ich ein und bereitete das Essen vor. Manchmal ging ich auch schnell noch zum Friseur. Und wenn er kam, erzählte ich ihm die letzten Witze und zog die Vorhänge zu, obwohl nur der Himmel ins Fenster sah. Er protestierte, aber die Vorstellung, er würde mein Gesicht dabei belauern, war mir außerordentlich unangenehm. Danach schlief er etwas, ich deckte den Tisch, schmückte ihn mit bunten Servietten und Gräsern in einer schmalen Vase, und der Klang von Ravel's „Bolero“ in Sterco erfüllte anschwellend den Raum.

Wenn er gegangen war, räumte ich die Wohnung auf, badete und saß lange gedankenlos an der geöffneten Balkontür.

Nein, wie ich es auch wende, da war kein Grund, es zu tun. Er hat mich immer gefragt, ob er kommen dürfe, und ich hätte nur „nein“ zu sagen brauchen. Er wäre sicher recht verwundert gewesen und dann natürlich gekränkt. Hätte ich doch wenigstens ein einziges Mal, wenn er anrief, etwas vorgehabt, vielleicht wäre alles nicht passiert.

Seine Frau erwies sich als eine Enttäuschung.

Ich war vollkommen frei von Skrupeln. Das entsprang nicht so sehr einem Defekt meines Charakters als der Überzeugung, daß die Rechnung sehr zu meinen Gunsten stand, denn ich gab ihm doch ein bißchen Freude, und Freude, gegeben, strahlt im Abglanz weiter.

Ich sah sie bei einem Theaterbesuch. Es war reiner Zufall. Nicht etwa, daß ich ein attraktives Überweib erwartet hätte, aber ein derartig geringes Aufgebot an Persönlichkeit war niederdrückend. Es ist nicht zu verstehen, doch ich fühlte mich unbeschreiblich gedemütigt. Dagegen hat mich sein Erschrecken, sein „Vorbeisch-Manöver“ und seine spätere Beteuerung, er habe mich tatsächlich nicht bemerkt, eher belustigt.

Auch meine Beichte über jene mißglückte Ansprache belustigte uns sehr. Wir genossen das Spiel der kleinen absichtlichen Entstellungen, der riesenhaften Übertreibungen von Winzigkeiten, und ich wuchs zur tragischen Heldin einer amüsanten Posse. Meine Vorschläge und Ideen nahm er wohlthuend ernst. Er setzte sich rückhaltlos ein. Wo mich noch Skepsis hemmte, wirkte bereits der Hebel seiner Tatkraft. Als man ihm die Medaille für ausgezeichnete Leistungen an die Brust heftete, war auch ich stolz. Natürlich konnte er unmöglich sagen, daß ich ihm die Sache in meiner kleinen Wohnung im zwölften Stock erklärt hatte.

Ohne Zweifel ist es jetzt, nachdem das alles passiert ist, für mich sehr günstig, daß niemand etwas von unserer näheren Bekanntschaft ahnte.

An jenem Abend kam er direkt nach einer Sitzung zu mir. Ich legte ihm die Kissen im Sessel zurecht, schob die Fußbank heran, draußen wurde es bereits dunkel. Ich sah, er war sehr müde. Ich kochte einen starken Kaffee, würzte ihn mit Zucker und Zimt, gab etwas Himbeergeist in die breiten Schalen, zündete ihn an und goß dann langsam den Kaffee hinein. Ich fand es rührend, daß er sagte: „Ich bin heute sehr abgespannt, aber ich wollte dich unbedingt sehen.“ Ich trug den neuen hauchdünnen weinroten Hausanzug,

sonst nichts, und als er mich an sich zog, spürte ich, er war doch nicht so müde. Irgendwie mochte ich ihn in diesem Moment wie nie zuvor. Ich war besonders zärtlich zu ihm und ganz ohne Verstellung. Als ich seinen Kopf an meine Schulter legte, knurrte er leise. Ich fragte ihn, was er denke, und er sagte, mich wagschiebend: „Ach nichts. Aber ich bin doch ein altes Schwein.“

Das andere geschah völlig unerwartet. Wir aßen schneller als sonst, weil er zu Hause nicht abgemeldet war. Dann ging er, schon im Anzug, aber noch in Strümpfen, auf den Balkon, lehnte sich über die Brüstung, um nach seinem Auto zu sehen. Wie er so auf Zehenspitzen stand und sich reckte, faßte ich seine Füße und riß seine Beine hoch. Er hat nicht versucht, sich festzuhalten, er war wahrscheinlich zu überrascht. Das erklärt auch, wieso er erst so spät geschrien hat. Da war er schon in der Höhe des siebenten oder sechsten Stocks. Seine Schuhe und seinen Mantel habe ich hinterhergeworfen. Ich räumte die Wohnung auf, badete und setzte mich an die offene Balkontür. Ravels „Bolero“ erfüllte anschwellend den Raum.

Manchmal grübele ich darüber nach, wie diejenigen, die seinen Nachruf verfassen, die Tatsache, daß er ohne Schuhe Selbstmord beging, damit in Einklang bringen, daß er der korrekteste Mensch war, den sie oder irgend jemand anderes kannten.